

Halrun Reinholz
Franz Quint

Die Lenauschule sind wir

Erinnerungsbuch zum 150. Geburtstag



München 2023

Banater Bibliothek 25

Halrun Reinholz, Franz Quint
Die Lenaschule sind wir
Erinnerungsbuch zum 150. Geburtstag.

Herausgegeben von:
Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V.
Karwendelstr. 32, 81369 München
und
Verein der Freunde der Lenaschule Temeswar e.V.
Brucknerstr. 14, 76437 Rastatt
verein@lenaschule.eu

München 2023
© Verein der Freunde der Lenaschule Temeswar e.V.
ISBN 978-3-910556-03-4

Umschlaggestaltung: Fred Zawadzki und Johanna Schmidt
Layout und Gestaltung: Layouterie, Augsburg
Fotos: privat und Archiv des Vereins der Freunde der Lenaschule Temeswar e.V.
Vorsatz: Plan von EG und 1. OG der Lenaschule im Jahr 1896
Nachsatz: Auszug aus einem Notenkatalog der 1980er Jahre
Die Genehmigungen zur Veröffentlichung liegen vor.
Druck und Herstellung: siblog Dresden

Wir bedanken uns für die Förderung bei:
Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Bukarest
Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien
Kulturreferentin für den Donaauraum
Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V.
Kulturwerk Banater Schwaben e.V. Bayern
Bayerisches Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales



KULTURWERK
BANATER SCHWABEN E.V.
BAYERN



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien



KULTURREFERENTIN
FÜR DEN DONAURAUM

Bayerisches Staatsministerium für
Familie, Arbeit und Soziales



Botschaft
der Bundesrepublik Deutschland
Bukarest

Die Lenaschule sind wir

Erinnerungsbuch zum 150. Geburtstag

Warum ein Jubiläumsbuch?	7
A. Wandlungen einer Schule	9
1. Die Nikolaus-Lenau-Schule in Temeswar. Geschichtlicher Überblick.	11
2. Die Vorgänger – eine Chronik:	19
Die königlich-ungarische Oberrealschule 1870 – 1918	19
Das deutsche Realgymnasium 1919 – 1944	21
3. Deutsche Schulen nach dem Zweiten Weltkrieg:	
Eine Basis für die Identität der Banater Deutschen	31
4. Das Lenaulyzeum im „kommunistischen“ Rumänien	
Eine Chronik von Ideologie und Exodus	49
5. Die Lenaschule nach der Wende 1990: Immer noch lebendig	59
6. Wenn Mauern erzählen könnten: Gebäude der Lenaschule	69
7. Warum Lenaschule?	
Nikolaus Lenau und seine Büste im Schuleingang	79
B. Bilder und Erinnerungen	91
1. Schule für Groß und Klein	93
„Lenau-Kindergarten“	93
„Kleine Lenaschule“	97
Gymnasialstufe	111
Lyzeum	132
Abendlyzeum	150
Abschluss und Abschied	166
Spezialabteilung	192
2. Der schulische Alltag	203
Leistung als Weg zum Beruf	203
Olympiaden und Wettbewerbe	208
Ohne Fleiß kein Preis	217
Praktisches Arbeiten	222
Uniform und Armnummer	233
Für Partei und Vaterland	241
Patriotischer Arbeitseinsatz	247
3. Rund um die Schule	263
Leben für die Gemeinschaft	263
Der Weg zur Schule	266
Alltag im Internat	270
Schulkantine	280
Pausenversorgung und Jausenküche	284

Gute Geister der Schulfamilie	286
Lenaudeutsch	287
4. Feste und Feiern	293
Tanz und Begegnung	293
Der Klub	295
Bälle	300
Das Trachtenfest	305
5. Die Schülerzeitungen	311
6. Reisen und Begegnung	325
Gemeinschaft durch Reisen	325
Boss- und Chef-Ausflüge	328
Am Schwarzen Meer	333
Skiausflüge	338
Studienreisen der Absolventen	341
Begegnung und Austausch	342
Schüleraustausch mit Deutschland	347
7. Talente auf der Bühne	353
Kultur von Anfang an	353
Talentsuche	355
Schulfeiern und Wettbewerb	358
Schultheater	361
Chor und Musikensembles	369
Pop und Rock	375
8. Schulsport mit Ausstrahlung	385
Breitensport und Sportfeste	385
Mannschaften und Meisterschaften	393
9. Angebote für Bildung und Hobby	407
Zirkel für jeden Geschmack	407
Literatur an der Lenauschule	423
Ausstellungen	428
Diskothek	430
Die Volksuni	433
C. Gesichter und Geschichten	443
1. Spurensuche: Unsere „Profs“.....	445
Mit Beiträgen zu: Dr. Hans Weresch, Josef Eisenscher, Barbara Bonfert Rudolf May, Adelheid Prexl, Walter Chef, Maria Huschitt, Hilde Ludwig Margarete Preda, Marlies Osztie, Peter Göbl, Judith Pera, Anna Lache	
2. Der „Boss“	491
Hommage an Erich Pfaff	492
Die andere, unbekannte Seite des Schuldirektors Erich Pfaff	506

3.	Aus dem Nähkästchen geplaudert	519
	Prozess mit dem Schulinspektorat	519
	Lenau-Internia: Gedankensplitter eines Lehrers	523
4.	Wer mal Lenauschüler war	539
D.	Vom „Geist“ der Lenauschule	545
1.	Existenz im Wiederholungsfalle	547
2.	Sprachen in der Lenauschule	551
3.	Ein ESCU unter Deutschen	567
4.	Wo ist der Geist?	573
E.	Was bleibt?	589
1.	Netzwerk der Absolventen	591
	Klassentreffen	591
	Große Lenautreffen	597
2.	Verein der Lenaufreunde	609
3.	Stiftungen	619
	Elsa-Lucia-Kappler-Preis für deutsche Sprache	619
	Carmen-und-Jakob-Walbert-Preis für Naturwissenschaften	625
	Chef-Boss-Fotopreis	627
4.	Resonanzen	629
	Die Lenauschule in der Presse	629
	Das Lenau-Wappen als Schmuckstück	641
5.	Die Lenauschule lebt weiter	643
F.	Anhang	657
	Liste der Lehrer	659
	Literaturverzeichnis	667
	Dank an unsere Helfer	675
	Autoren	677
	Konzept, Redaktion und Gestaltung	677

Warum ein Jubiläumsbuch?

Der Verein der Freunde der Lenaschule hat sich schon bald nach seiner Gründung zum Ziel gesetzt, eine „Chronik der Lenaschule“ zu erstellen. Gemeint war, Daten und die Erinnerungen der Zeitzeugen zu sammeln, zu dokumentieren und damit der Schulgeschichte Leben einzuhauchen. Der 150. Geburtstag der Schule im Jahr 2020 bot den willkommenen Anlass, dieses Projekt als „Jubiläumsbuch“ umzusetzen. Als die Jubiläumsfeier wegen der Pandemie abgesagt wurde, war das Vorhaben bereits weit fortgeschritten. Die Corona-Pause bot uns die Gelegenheit, tiefer zu schürfen und Details auszubauen, ja, letztlich auch den Umfang deutlich zu erweitern. Eine wichtige Quelle waren viele Jahrgänge von Schülerzeitungen, die wir ausgewertet und mit dem Bildmaterial und den Zeitzeugenberichten von ehemaligen Schülern und Lehrern zusammengebracht haben.

Als Ergebnis legen wir mit diesem Buch ein Panorama des Alltags in der Lenaschule der Nachkriegszeit vor – ab der Wiedereröffnung der Schule 1948 bis zur politischen Wende in Rumänien 1989/1990. Durch das vorhandene Material und die Altersstruktur unserer aktiven Mitglieder erhalten die Schulaktivitäten der 1970er und 1980er Jahre eine besondere Aufmerksamkeit. Das war mehr oder weniger die Zeit, in der Erich Pfaff, unser allbekanntester „Boss“, Direktor der Lenaschule war. Eine Zeit, die unter schwierigen politischen Vorzeichen stand. Die Persönlichkeit von Erich Pfaff war, mit all ihren Widersprüchen, zweifellos entscheidend dafür, dass wir uns heute in der Gemeinschaft der „Lenaufreunde“ zusammengefunden haben. Wie dieses Buch zeigt, gab es neben und mit ihm aber auch viele andere „gute Geister“, die die Lenaschule zu dem gemacht haben, was sie für uns war. Wir widmen dieses Buch allen unseren Lehrern, mit dem „Boss“ an der Spitze, der in den letzten Jahren seines Lebens auch sehr gern Ehrenvorsitzender des Vereins der Freunde der Lenaschule war.

Doch auch der „Boss“ stand in einer Tradition. Es gab Vorbilder und Vorgänger, die für die Kontinuität der Schule sorgten, auch wenn diese wechselnde Namen und politische Vorgaben hatte. Die heutige Lenaschule ist das Produkt ihrer bewegten Geschichte unter verschiedenen politischen Konstellationen, die nun schon mehr als 150 Jahre andauert. Eine spannende Geschichte, die wir mit diesem Buch ausleuchten wollen. Es ist ein Geburtstagsgeschenk an unsere Schule. Und weil ihre Geschichte noch nicht zu Ende ist, unterstützen wir, der Verein der Freunde der Lenaschule, diese Schule weiterhin tatkräftig.

Unser Buchprojekt erforderte viel Ausdauer und unerschrockene Helfer. Ein geduldiges und verlässliches, räumlich über Deutschland und Rumänien verteilt lebendes Redaktionsteam hat in zahllosen Sitzungen – mal in Präsenz, oft über Videokonferenzen – Meinungen eingebracht und diskutiert, Inhalte strukturiert und wieder verworfen, Beiträge verfasst oder veranlasst, Leute zur Mitarbeit angeschubst und schließlich immer wieder Korrektur gelesen. Eine wichtige Hilfe waren uns auch die vielen ehemaligen Schüler, Lehrer und Zeitzeugen, die uns bereitwillig Informationen geliefert oder ihre Fotoalben nach brauchbaren Bildern durchforstet haben. Im Anhang bedanken wir uns namentlich bei allen Beteiligten.

Ein Buchprojekt muss irgendwann abgeschlossen werden. Deshalb ist diese Chronik nur eine Momentaufnahme. Unabhängig davon wird aber unser digitales Archiv weiter gepflegt. Wer dazu noch was beitragen möchte, rennt bei uns offene Türen ein. Unter verein@lenaus Schule.eu könnt ihr, können Sie, uns jederzeit erreichen.

Mit diesem Buch ist längst nicht alles gesagt über die Lenaus Schule. Es ist auch nicht alles so gesagt, wie es Außenstehende oder gar so manche Lenaus Schüler wahrgenommen haben. Unsere Motivation, dieses Buch zu schreiben, setzt eine gewisse positiv gefärbte Subjektivität voraus, die sich, gerade in der engen Gemeinschaft der Lenaus Schüler, nicht vermeiden lässt und zu der wir uns sehr gern bekennen.

Bei aller Sorgfalt und Recherche werden sich auch Fehler eingeschlichen haben, für die wir als Hobby-Chronisten um Nachsicht bitten. Es ist unsere Sicht auf die Schule, von der wir glauben, dass sie vielen aus dem Herzen spricht. Aber es ist unser aller Buch. Die Lenaus Schule sind wir!

Viel Freude beim Eintauchen in diese, unsere Welt der Lenaus Schule.

Halrun Reinholz und Franz Quint

A. Wandlungen einer Schule

1. Die Nikolaus-Lenau-Schule in Temeswar

Geschichtlicher Überblick

Raluca Nelepcu

Schulunterricht in deutscher Sprache gab es im Banat bereits seit den Anfängen der Kolonisation. Mit der Schulreform von 1777 unter Kaiserin Maria Theresia wurde Bildung zur Aufgabe des Staates. Neben Trivial-, Haupt- und Normalschulen entstanden in den Städten auch Gymnasien. Für das gesamte Banater Schulwesen war die Banater Schulkommission zuständig, unmittelbar der Wiener Hofkanzlei unterstellt.

Während seiner Herrschaft verordnete Kaiser Josef II. die allgemeine Schulpflicht auch für Ungarn und ließ eine Reihe von Volksschulen erbauen¹. Er förderte in besonderem Maße die deutsche Sprache und Kultur, die ja ohnehin bereits zur Zeit Maria Theresias in Ungarn stark verbreitet waren. Die „Ratio educationis“ aus dem Jahr 1776/77, das Grundgesetz der Schulreform in Ungarn, sah vor, dass in den Volksschulen womöglich jeder Schüler Deutsch lernte². 1784 verordnete Josef II. die Einführung der deutschen Sprache als Amtssprache an Stelle der lateinischen Sprache für alle Behörden Ungarns und führte in den Volksschulen die deutsche Unterrichtssprache von der ersten Klasse an ein, was auf Einwände seitens der ungarischen Hofkanzlei und der Komitate stieß³ und die ungarische Nationalbewegung förderte⁴.

Die erste Lateinschule in Temeswar wurde 1725 von den Jesuiten eröffnet, jedoch 1778 wieder geschlossen⁵. Das Bedürfnis nach einem Gymnasium zeigte sich allerdings bald wieder, sodass im Jahr 1786 das 1725 gegründete Gymnasium der Piaristen von Sanktanna im Komitat Arad nach Temeswar übersiedelte. Das Piaristen-Gymnasium startete 1789 ins neue Schuljahr. Bereits 1776 wurde in Temeswar die erste Normalschule eröffnet, die auch der Lehrerbildung diente. Albert Wenzeslaus Karlitzy leitete sie 26 Jahre lang und war zeitweilig sogar für das gesamte deutsche Banater Schulwesen zuständig.

Magyarisierung

Die ersten Tendenzen der Magyarisierung zeigten sich schon im 18. Jahrhundert, nachdem 1778 das Banat dem Königreich Ungarn einverleibt wurde. Eine zweite, deutlich heftigere Magyarisierungsetappe erlebte der deutschsprachige Unterricht im Banat nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867. Durch ihn wurde aus dem

1 Wolf, Hans, Das Schulwesen des Temesvarer Banats im 18. Jahrhundert. Gründung und Aufbau im Geiste des aufgeklärten Absolutismus, verlegt bei Rudolf M. Rohrer in Baden bei Wien, 1935, S. 137.

2 Ebenda

3 Ebenda

4 Seewann, Gerhard, Portmann, Michael, Donauschwaben. Deutsche Siedler in Südosteuropa, Potsdamer Bibliothek östliches Europa, Potsdam, 2018, S. 90.

5 Ebenda, S. 15.

Habsburgerreich eine Doppelmonarchie, deren Reichsteile die Nationalitätenfrage unterschiedlich handhabten⁶. Das Banat gehörte zur ungarischen Reichshälfte, die zunehmend zentralistisch und nationalistisch agierte. Die Schulbildung erwies sich als gutes Instrument für die Umsetzung der nationalistischen Assimilierungsbestrebungen. An den deutschen Volksschulen wurde Ungarisch ab 1879 Pflichtfach.

In Temeswar gründeten die „Armen Schulschwestern von unserer Lieben Frau“ (bekannt als Notre-Dame-Schwestern) ein Provinzialhaus sowie Mädchenschulen in mehreren Ortschaften. Nicht zuletzt weil gerade in jener Zeit der deutschsprachige Unterricht im Banat auf einen Tiefstand zusteuerte. Zwischen 1858 und 1948, als ihre Schulen schließlich durch die Kommunisten geschlossen wurden, war die Notre-Dame-Schule eine der bedeutendsten Erziehungsstätten in Temeswar⁷.

Am 2. Juni 1907 trat das Schulgesetz des ungarischen Unterrichtsministers Graf Albert Apponyi in Kraft. Es sah vor, dass in allen vom Staat getragenen Schulen Ungarisch als Unterrichtssprache eingeführt wird. Davon betroffen waren natürlich auch alle deutschen Schulen im Banat, die sich teilweise dadurch vor der Umsetzung wehren konnten, dass einige Kommunen selbst die Kosten für ihre Schulen übernahmen. Dennoch ist bekannt, dass von den vormals 192 deutschen Volksschulen im Schuljahr 1913/14 nur noch 34 (konfessionelle) Schulen übriggeblieben waren, römisch-katholische und evangelische Schulen mit deutscher Unterrichtssprache. Fünf Sechstel der Banater deutschen Schulen waren laut Angaben des Banater Schulpolitikers Kaspar Hügel magyarisiert. Besonders die Schicht der deutschen Intellektuellen wehrte sich kaum gegen den Magyarisierungsdruck. Trotz aller Versuche der ungarischen Behörden, die Oberhand über den Unterricht im Banat zu gewinnen, konnten sich einige konfessionelle Schulen mit Unterstützung ihrer jeweiligen Kommunen als deutsche Schulen halten.

Bildungsautonomie und Nationalsozialismus

Die Jahre unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg im neuen Staat Rumänien galten dem Wiederaufbau der deutschen Schulen im Banat. Die Karlsburger Beschlüsse sahen vor, dass sich jedes Volk in seiner eigenen Sprache unterrichten lassen durfte. Bischof Julius Glattfelder meldete der rumänischen Regierung die Gründung einer katholischen deutschen Lehrerpräparandie⁸. Dem Ausbau der konfessionellen Schulen in deutscher Sprache wurde in den ersten Nachkriegsjahren ein besonderes Augenmerk geschenkt. Die Staatsschulen waren trotz aller gegenteiligen Versprechen der zunehmenden Ru-

6 Ebenda, S. 119.

7 Rudolf Krauser, Temeschburg – Temeswar, in: Das Banat und die Banater Schwaben, Städte und Dörfer, Band 5, München, 2011, S. 584.

8 Engelmänn, Nikolaus, Rumänisches Banat, in: Die katholischen Donauschwaben in den Nachfolgestaaten 1918 – 1945, S. 104, nach Kräuter, Franz, *Erinnerungen aus meiner christlich-demokratischen Dienstzeit*, Freiburg, 1967, S. 111 ff.

mänisierung durch den rumänischen Staat ausgesetzt. Nur die konfessionellen Schulen boten eine gewisse Garantie, den muttersprachlichen Unterricht beizubehalten⁹.

Die deutschen Schulen im Banat versuchten nach den Erfahrungen der Magyarisierung vor 1918 in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg eine größere Autonomie zu erlangen. Verschiedene Vertreter der Banater Schwaben hatten bis zum Inkrafttreten der Verfassung von 1923 und des Bildungsgesetzes von 1924 mehrere Interpellationen im Parlament bezüglich des Unterrichts in der Muttersprache Deutsch eingebracht. Mit den Verhandlungen in Bukarest wollten sie erreichen, dass die Minderheit den deutschen Unterricht möglichst frei gestalten konnte.

Am 20. November 1940 wurde die Deutsche Volksgruppe in Rumänien als juristische Person gegründet. Mit ihr sollte die volle Autonomie des deutschen Schulwesens Wirklichkeit werden. Die Lehrpläne wurden geändert, es gab verstärkt Unterricht in deutscher Sprache, auch die Fächer Geschichte und Geografie wurden deutsch und nicht wie bisher rumänisch unterrichtet. Der Unterricht wurde aber auch im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie zunehmend politisiert.

Banatia

Mit diesem Anliegen muss in der Zwischenkriegszeit auch eine besondere Einrichtung für die Banater Schwaben in Zusammenhang gebracht werden, die im Jahr 1924 gründete „Banatia“, damals wohl das größte deutsche Bildungszentrum Südosteuropas. Ihre Entstehung war das Ergebnis des neuen Identitätsgefühls der Banater Schwaben nach dem Ersten Weltkrieg und dem Wegfall des Magyarisierungsdrucks. Es handelte sich um einen Komplex mehrerer deutscher Schulen in konfessioneller Trägerschaft, die den Kindern und Jugendlichen der Banater Schwaben die deutsche Identität und die Werte der Gemeinschaft vermitteln sollten. In dieser Zeit wurde auch die „Deutsch-Schwäbische Volksgemeinschaft“ gegründet und es entstand die Hymne der Banater Schwaben.

Die Pläne für das Banatia-Gebäude, in dem heute die Medizinische Hochschule untergebracht ist, stammen von den Architekten Mathias Hubert und Michael Wolf. Nachdem im Jahr 1942 die nationalsozialistisch geprägte Deutsche Volksgruppe die Oberhand über die deutschen Schulen gewonnen hatte, rückte der ursprünglich konfessionelle Charakter der Banatia in den Hintergrund und sie wurde in „Prinz-Eugen-Schule“ umbenannt.

Schule im Kommunismus

Mit dem Frontwechsel Rumäniens am 23. August 1944 wurde die deutsche Bevölkerung quasi über Nacht zu Kriegsverbrechern erklärt. Es folgten schwere Zeiten für die Deutschen in Rumänien: die Zwangsverschleppung in die Sowjetunion im Januar 1945,

9 Ebenda, S. 104.

die Agrarreform mit der Enteignung aller Deutschen und die Ansiedlung von rumänischen Kolonisten in den schwäbischen Dörfern. Die deutschen Schulen wurden, zunächst mit Ausnahme der Klosterschulen, geschlossen. 1948 kam die Verstaatlichung der gesamten Wirtschaft und der kulturellen Einrichtungen, aber auch eine Schulreform. Die Volksschule mit sieben Klassen wurde durch eine ebenfalls siebenklassige Allgemeinschule ersetzt. Im Einklang mit der sowjetischen stalinistischen Nationalitätenpolitik entstand in Temeswar 1948 wieder eine deutsche Oberschule, das „Gemischte deutsche Lyzeum“. Neben deutschen Klassen an den technischen Mittelschulen wurde auch eine deutsche Pädagogische Schule gegründet. Nach der Schulreform von 1948 führten 11 Klassen zur Matura, dem Abitur. Dies änderte sich 1968/69, als wieder 12 Klassen für das Abitur notwendig wurden.

Von der Oberrealschule zur Lenaschule

Der Bedarf einer Oberrealschule zeichnete sich in Temeswar bereits 1852 ab, als die Kommunalverwaltung in einer Petition an die Provinzverwaltung die Gründung einer solchen Bildungseinrichtung forderte¹⁰. Der Antrag wurde genehmigt, für die Umsetzung gab es jedoch keine finanzielle Unterstützung. Erst mit Hilfe des Ungarischen Ministeriums für Kultus und Bildung in Budapest wurden die Pläne im Jahr 1870 konkret. In einem Vertrag der Temeswarer Stadtverwaltung mit dem Ministerium für Kultus und Bildung wird am 23. April 1870¹¹ die Gründung einer Oberrealschule festgehalten. Das Dokument sieht vor, dass die Temeswarer Kommunalverwaltung binnen drei Jahren ein Gebäude errichten muss, in dem die Oberrealschule ihren Betrieb aufnimmt. Für den Betrieb der Schule ist der Staat zuständig, das Ministerium für Kultus und Bildung ernennt den Direktor und die Professoren. Die Temeswarer Stadtverwaltung muss ein geeignetes Gebäude bauen lassen und auch für dessen Unterhalt sorgen. 4000 Gulden sollen jährlich auf die Konten des Kultus- und Bildungsministeriums in Budapest fließen, aufgeteilt in zwei Raten, „pünktlich“, wie es im Vertrag heißt. Bei der Ernennung der Professoren wurde der Stadtverwaltung ein Mitspracherecht eingeräumt: Sie durfte drei der vier Kandidaten für die Lehrerposten des ersten Jahres ernennen.

Die ungarische Oberrealschule öffnete ihre Tore im Herbst 1870 mit einer einzigen ersten Klasse, in die sich 90 Schüler einschrieben, und einer vierten Klasse mit 36 Schülern. Die Schule hatte drei Lehrer und den Direktor Franz Fülepp¹². In dem darauffolgenden Schuljahr kamen bereits eine zweite bzw. eine fünfte Klasse hinzu, denen jährlich neue Klassenzüge folgten, sodass im Schuljahr 1876 – 1877 die Bildungseinrichtung die gesamte Palette an Klassen von 1 bis 8 umfasste¹³.

10 *Jahrbuch anlässlich der Hundertjahrfeier der Schule*, hrsg. von der Schulleitung und dem Elternrat, Polygraphisches Unternehmen „Banat“, Temeswar, 1870, S. 5.

11 Nationalarchive Rumäniens – Filiale Temesch, Archivfonds des Bürgermeisteramtes Temeswar, 52/1870, f. 1 r.

12 *Jahrbuch anlässlich der Hundertjahrfeier der Schule*, hrsg. von der Schulleitung und dem Elternrat, Polygraphisches Unternehmen „Banat“, Temeswar, 1870, S. 6.

13 Es handelt sich um Klassen, die heute als Gymnasial- und Lyzeumsklassen bezeichnet werden, also 5 – 12.

Die Schule kam zwischen 1870 und 1878 im Gebäude des städtischen Krankenhauses (Bürgerspital) unter. Ein Schulgebäude wurde in den Jahren 1878 – 1879 gebaut, an der Stelle des ehemaligen städtischen Theaters und des Raizischen Magistratshauses, in der heutigen Gheorghe-Lazăr-Straße (damals „Serbengasse“), wo heute noch das „Nikolaus Lenau“-Lyzeum besteht. Die Pläne für das Gebäude entwarf der deutsche Architekt Johann Reiber.

Die Unterrichtssprache an der Oberrealschule war Ungarisch. Da aber die meisten Schüler diese Sprache kaum beherrschten, wurden Erklärungen auf deutsch geliefert. Erst 1919 wurde Deutsch als Unterrichtssprache eingeführt, die Schule wurde dann zum „Deutschen Realgymnasium“. Im September 1920 gingen die rumänischen Professoren und Schüler in das neu gegründete rumänische „C. Diaconovici-Loga“-Lyzeum. Die ungarische Abteilung der Schule¹⁴ blieb bis 1927 erhalten.

In der neuen rumänischen Regierung wurde der Banater schwäbische Politiker Dr. Michael Kausch Sektionsrat für den deutschen Unterricht im Banat. Seinem Wirken ist auch zu verdanken, dass in Temeswar das Deutsche Realgymnasium aus der Taufe gehoben wurde (später auch Staatliches Deutsches Knabenlyzeum und Deutsch-Ungarisches Staatslyzeum genannt).¹⁵ Eines der größten Probleme an den Schulen im Banat und Siebenbürgen im neuen Staat war die Ausstattung mit sprachkundigem und qualifiziertem Lehrpersonal. Die ungarischen oder deutschen Lehrer, die vormals an den staatlichen ungarischen Schulen unterrichtet hatten, mussten zunächst einen Eid ablegen und dem rumänischen Staat die Treue schwören. Sie wurden damit zu „provisorischen Titularlehrern“, mussten Rumänisch lernen und anschließend eine Prüfung in rumänischer Sprache, Geschichte und Geografie sowie Staatsbürgerkunde ablegen.

Der erste Schulleiter nach 1919 war für ein Jahr Dr. Peter Schiff. Ihm folgte für 15 Jahre Nicolae Stoia.¹⁶ An der Oberrealschule unterrichteten Persönlichkeiten wie Dr. Josef Turóczi-Trostler, der einige Jahre später ein renommierter Germanist werden sollte¹⁷. Zu erwähnen ist auch der Naturkundelehrer Dr. Victor Mauritz, der zunächst an der ungarischen Abteilung¹⁸, und nach deren Abschaffung an der deutschen unterrichtete.¹⁹ Die Lehrer kamen aus allen Teilen der ehemaligen Doppelmonarchie. Sie hatten an ungarischen und deutschen Universitäten studiert. Die Mehrheit stammte aus dem Banat.²⁰

14 Kirițescu, Constantin, *Jahrbuch des Sekundärunterrichts in Rumänien für das Jahr 1924-1925*, Druckerei des Königshauses F. Göbl, Bukarest, 1925, S. 52.

15 Ebenda, S. 63.

16 *Jahrbuch anlässlich der Hundertjahrfeier der Schule*, hrsg. von der Schulleitung und dem Elternrat, Polygraphisches Unternehmen „Banat“, Temeswar, 1870, S. 9.

17 Ebenda, S. 7.

18 Nationalarchive Rumäniens – Filiale Temesch, Archivfonds des „Nikolaus Lenau“-Lyzeums, 2/1922 – 1923, f. 5 r.

19 Ebenda, 4/1930 – 1931, f. 2 v.

20 Hans Diplich/Christof Deffert: *Das staatliche Realgymnasium zu Temeswar – Die deutsche Mittelschule Nr. 2 „Nikolaus Lenau“ zu Temeswar*. St. Michael (Austria), 1982, S. 66.

2006

Dank der zahlreichen Aktivitäten und Projekte wird der Schule seitens des Unterrichtsministeriums der Titel „Europäische Schule“ verliehen.

2008

Im Rahmen einer Partnerschaft zwischen dem Landkreis Rosenheim und dem Kreis Temesch entsteht eine Schulpartnerschaft mit der Realschule Prien am Chiemsee. Es findet regelmäßig ein Schüleraustausch statt.

2008

Die Lenaschule beginnt eine Partnerschaft und einen regelmäßigen Schüleraustausch mit der Carl-Spitzweg-Realschule in München, deren Schulleiterin die ehemalige Lenaschülerin Karin Müller-Franzen ist.

2008

Der Absolventenjahrgang 1983 der Lenaschule hält sein Klassentreffen nach 25 Jahren in Temeswar ab. Die dabei entstandene Idee, einen Alumni-Verein zur Unterstützung der Schule zu gründen, wird am 6. Juli 2008 in Hockenheim umgesetzt. Erich Pfaff wird zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Der „Verein der Freunde der Lenaschule“ hilft der Schule seither durch die Vermittlung von Spenden (Bücher, Möbel, Laborausstattung, Lehrmittel), durch die Förderung von Kontakten zu Schulen und Hochschulen in Deutschland und durch die Einrichtung von jährlich vergebenen Förderpreisen.

2008

Mit Mitteln der Hessischen Staatskanzlei werden im Internat der Lenaschule die „Hessensäle“ als Gästezimmer eingerichtet.

2009

Zum ersten Mal wird der „Elsa-Lucia-Kappler“-Preis für kreatives Schreiben im Fach Deutsch verliehen. Der Lenau-Absolvent (1957) Prof. Günter Kappler, Emeritus für Triebwerkstechnik der TU München, stiftete im Andenken an seine Mutter, Deutschlehrerin Elsa Lucia Kappler, einen Förderpreis für gute Leistungen im Fach Deutsch. Der Preis wird jährlich an zwei Altersgruppen (10. und 12. Klasse) vergeben.

2009

Es entsteht ein Partnerschaftsabkommen zwischen der Lenaschule und der Hochschule Karlsruhe: Abiturienten der Lenaschule informieren sich über Studiemöglichkeiten in Karlsruhe.



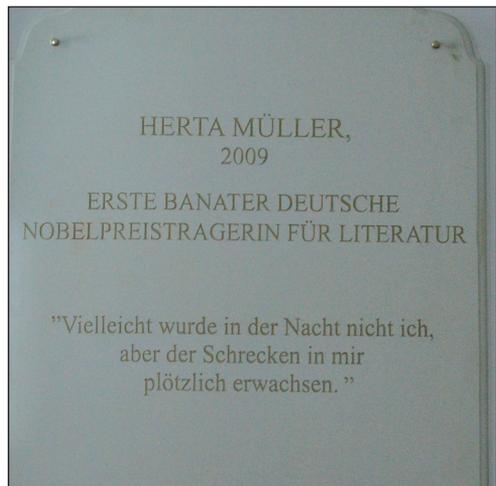
Optionen der Berufswahl: Austausch von Lenaschülern mit der Hochschule Karlsruhe



Prof. Günther Kappler bei der Verleihung des Elsa-Lucia-Kappler-Preises 2009



„Gästebuch“: Lenaschüler äußern sich zum Lenautreffen 2009 in Neusäss



Ehrentafel für Herta Müller

2009

Auf Initiative von Helga Korodi entsteht ein e-twinning Projekt mit Schülern der Richard-Müller-Schule Fulda.

2009

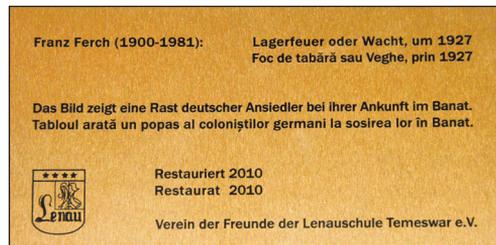
Die Banater Autorin Herta Müller, 1953 in Nitzkydorf geboren, wird mit dem Nobelpreis für Literatur geehrt. Sie ist Absolventin der Lenaschule des Jahres 1972. Eine Ehrentafel für Herta Müller wird im Eingangsbereich der Schule angebracht.

2009

Der Verein der Freunde der Lenaschule veranstaltet in der Tradition der Stuttgarter Treffen der 1980er Jahre ein jahrgangsübergreifendes Lenautreffen in Neusäß bei Augsburg. Aufgrund des Nobelpreises für Herta Müller ist das mediale Interesse sehr groß. Ehrengast Erich Pfaff hält einen Vortrag.

2010

Das jahrgangsübergreifende Lenautreffen findet erstmals nach der Wende in Temes-



Die Plakette zum Ferch-Bild im Festsaal



Der neu renovierte Festsaal und das restaurierte Bild von Franz Ferch

war statt. Zu diesem Anlass wird auch der Elsa-Lucia-Kappler-Preis im Beisein des Stifters verliehen.

2010

Mit Hilfe des Vereins der Freunde der Lenauschule wird der Festsaal renoviert. Auch das Ferch-Bild im Festsaal wird auf Kosten des Vereins restauriert. Im Dezember wird mit einem Festakt das 140. Gründungsjubiläum der Schule gefeiert.

2011

Als Folge des neuen Unterrichtsgesetzes wird auch an der Lenauschule die Vorbereitungsklasse innerhalb der Grundschule („Klasse 0“) eingeführt.

2014

Nach vier Jahren Pause gibt es wieder eine neue Schülerzeitung: „Lenau heute“. Der Verein der Freunde der Lenauschule spendet einen Drucker.

2014

Der Physiker Stefan Hell, 1962 in Sanktanna geboren, erhält zusammen mit Eric Betzig und William Moerner den Nobelpreis für Chemie. Vor seiner Ausreise nach Deutschland war er von 1977 bis 1978 Schüler des Nikolaus-Lenau-Lyzeums.

Bei einem Besuch in der Lenauschule spricht er im Festsaal zu den Lehrern und Schülern. Auch er erhält eine Ehrentafel im Eingangsbereich.

2014

Die dringend erforderliche Sanierung des Schulgebäudes wird in Angriff genommen.

2015

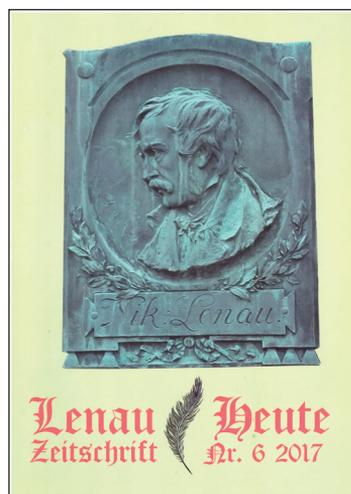
In Temeswar findet wieder ein großes Lenautreffen statt. Das Ärztepaar Dr. Jakob Walbert (Absolvent 1980) und seine Frau Carmen beschließen die Stiftung eines jährlichen Preises für Naturwissenschaften an der Lenauschule. Er wird 2016 zum ersten Mal vergeben.

2016

Der Lenauschule wird vom Auswärtigen Amt der Titel „Deutsch-Profil-Schule“ verliehen, d. h. die Schule



Die Direktorin Helene Wolf mit dem Drucker für die Schülerzeitung



Die neue Schülerzeitung: „Lenau heute“



Die Ehrentafel für Nobelpreisträger Stefan Hell



*Sack mit Gürtel und unbeliebt:
Der Trägerrock zur Lyzeums-Uniform*



*Lyzeumsuniform mit T-Shirt statt der vorgeschriebenen
Hemdbluse*

Ab der Gymnasialstufe wurde der Wasch-Aufwand geringer, denn unter dem Trägerrock wurde nur die Bluse öfter gewechselt. Die Röcke waren jedoch aus schlechtem Stoff und hatten einfache, gerade Schnitte ohne jeden modischen Akzent, was sie spätestens ab der Pubertät bei den heranwachsenden jungen Damen besonders verhasst machte. Mit Hilfe von Gürteln oder „Abnähern“ oder auch durch Kombination mit modischen Blusen oder T-Shirts versuchten manche, ein bisschen „Pepp“ hineinzubringen. Einige ließen sich die Uniform tatsächlich auf Maß schneiden. Die Verschönerungsmaßnahmen waren natürlich verboten, denn die Uniform hatte vor allem den Zweck der Gleichmachung und Ausschaltung jeder Individualität. Lehrer, vor allem die Parteikader der Schule, hatten die Aufgabe, die Einhaltung der Uniform zu überwachen und zu sanktionieren. Bei (sporadisch-überraschenden) Kontrollen am Schultor stellten sie sicher, dass alles passte – Uniform, Haarband und Armbnummer. Doch auch weitere individualistische (und modische) Tendenzen waren im Visier der Kontrolleure. So galt (zumal als die Mode zum „Mini“ tendierte) eine Mindestlänge für Uniformröcke, höchstens 7 cm über dem Knie, was mit dem Lineal gemessen wurde. Gleichzeitig wurde bei den Buben die Haarlänge



Kreative Gürtel und Accessoires zur Uniform. Letzter Schultag 1983.

kontrolliert, die wiederum unmodisch kurz sein musste, um jeden Anklang an dekadente West-Idole wie die Beatles zu unterbinden. Auch die Schulranzen waren Gegenstand des Argwohns, als sich (vor allem unter den Mädchen) der Trend breit machte, mit stylisch-kreativen Beuteln und Schultertaschen statt der Einheits-Aktentaschen aufzutauschen. Während des Unterrichts war jeder Lehrer für die Einhaltung der Regeln verantwortlich. In der Lenauschule handhabten viele das eher lax und kümmerten sich weder um Haarbänder, noch um Rocklängen. Andere wiederum waren dafür berüchtigt und konnten ganze Unterrichtsstunden damit verbringen, die Buben nach Einzelkontrollen reihenweise zum Friseur zu schicken und die Mädchen nach Abnähern oder modischen Akzenten zu durchsuchen. Beim Anblick bestimmter Personen wurde bei den Mädchen der Griff in die Uniformtasche und das blitzschnelle Aufsetzen des weißen Haarbands zu einem Reflex, der sozusagen im Schlaf funktionierte und noch Jahre anhalten konnte.

Teil der Uniform war die „Armnummer“ mit dem Namen der Schule und mit einer individuellen „Matrikelnummer“, nach der jeder Schüler sofort identifiziert werden konnte. Die Armnummer musste auch auf anderen Kleidungsstücken wie Jacken und Mänteln getragen werden, damit jeder auf der Straße sofort als Schüler seiner Schule erkannt wurde. Bei den Mädchenuniformen wurde die Armnummer allerdings nicht am Arm, sondern auf der linken Vorderseite des Trägerrocks wie ein Emblem getragen.,



Grundschüler und Lyzeaner jeweils in ihrer Uniform, erster Schultag 1977



Vorbildlich: Schüler der Gymnasialstufe in ihrer Uniform mit Pionierhalstuch und Haarbändern, 5. Klasse mit Lehrerin Erika Müller, 1982.



Die Uniform der Lyzeumsstufe. 9. Klasse mit Klassenlehrer Alfred Schüssler, 1985.



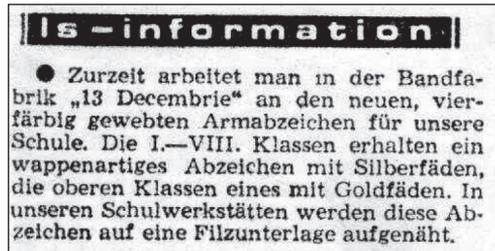
Uniformiert ohne Uniform, aber mit Haarband: Klassenabschlussfoto der 8. Klasse 1988

Der Schriftzug der Armnummer war in der Lenaschule, seit diese wieder „Nikolaus Lenau“ hieß, von Anfang an auch ästhetisch gestaltet. 1975 entwarf der künstlerisch bewanderte Mathelehrer Walter Chef ein eigenes rot-silbernes Wappen⁹¹ (dessen Form von den üblichen rechteckigen Armnummern abwich) für die Lenaschule, das bald zum „Identifikationsfaktor“ für die Schüler wurde. Es war mit einem, zwei oder drei Sternen versehen, je nachdem, welche Stufe (Grundschule, Gymnasium oder Lyzeum) sein Träger oder seine Trägerin besuchte. Die Wappen wurden in der Bandfabrik hergestellt und im schuleigenen „Kleinbetrieb“ auf Filz aufgenäht. Der „Boss“ Erich Pfaff trug die Armnummer selbst vorbildlich im Schulalltag an seinem Kittel. Die individuellen Matrikelnummern musste sich jeder selbst noch zusätzlich einsticken (lassen), was nicht zur ästhetischen Aufwertung beitrug. Dennoch gab es, außer dem Kunstlyzeum, keine Schule in Temeswar, die mit ihrem eigenen „Logo“ so sichtbar Individualität präsentierte.

Die erste Kippe an der Vorstadtchemie probiert, in dunkelblauen Schuluniformen – recycelte Lumpen, in die dunkelblaue Tinte des Landes getränkt – so schwanken wir über die Gleise. Ein schwungvolles L mit Goldharfe zierte das Logo des Nikolaus-Lenau-Lyzeums am Ärmel mit der krumm eingestickten Nummer für den Zensor. Im Lenau ist der Unterricht weniger uniformiert, unser „Boss“ hisst offiziell keine Trikolore.

Katharina Sigrid Eismann, Lenaschülerin bis 1980⁹²

Kein Wunder, dass die Frage nach der Schuluniform gleich nach der Wende zur Diskussion stand. In der ersten „Lenaschule“ 1990 äußerten Schüler dazu ihre Meinungen:



Lenaschule, 2-1975



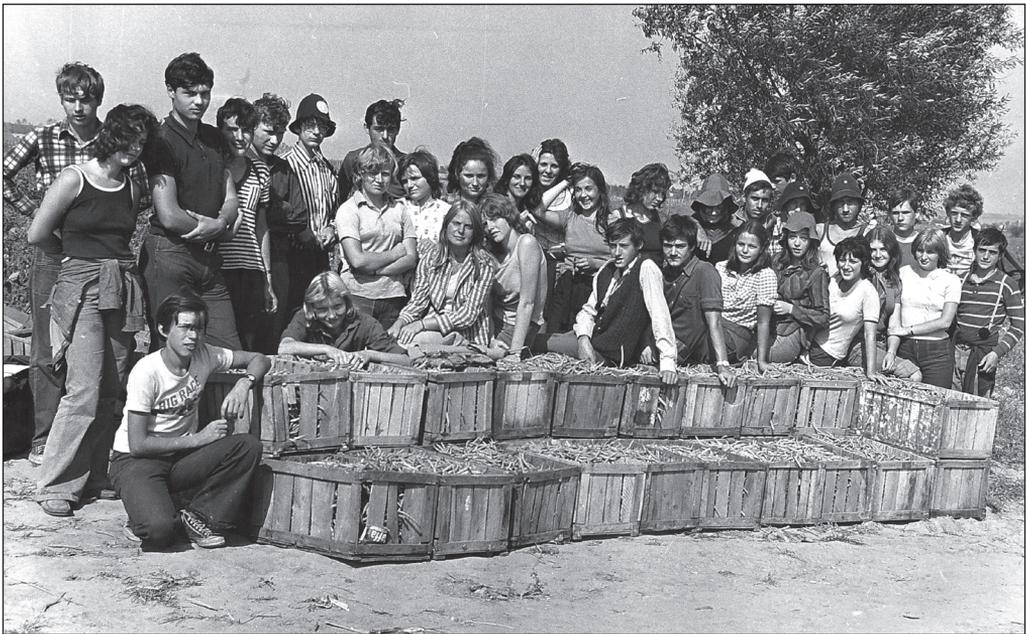
Auch beim 25-jährigen Treffen noch „in“

91 In der Lenaschule vom Februar 1975 ist davon die Rede, dass die Armnummern für die Lyzealstufe gold- statt silberfarben seien. Offenbar hat sich das in der Praxis nicht durchgesetzt.

92 Die Autorin Sigrid Katharina Eismann hat ihre Erinnerungen u.a. in dem Prosaband „Das Paprika-raumschiff“, erschienen 2020 im danube Verlag Ulm, festgehalten, daraus stammt dieses Zitat.

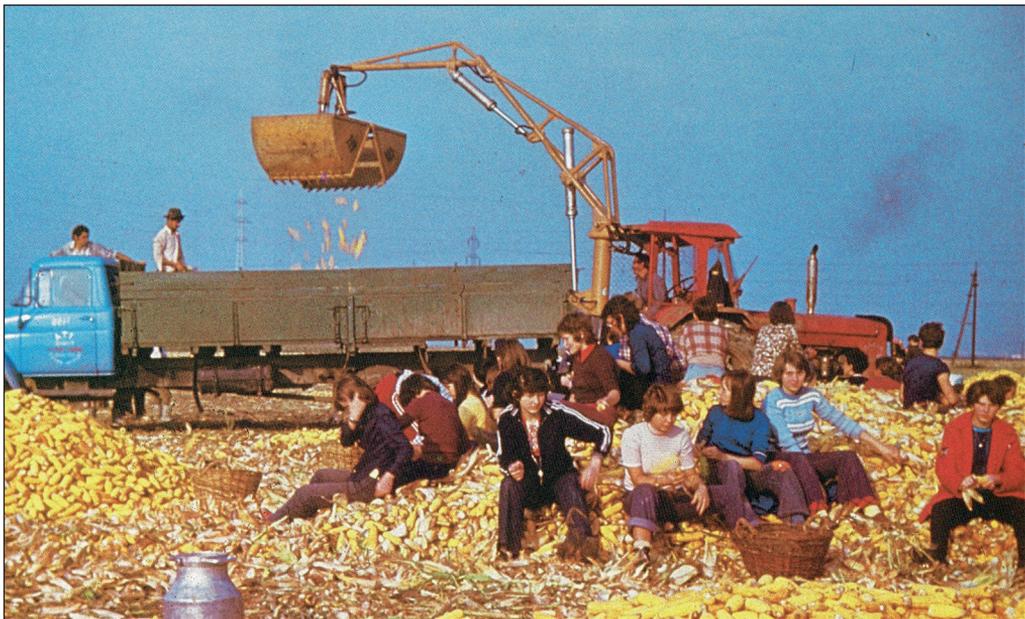


Heuernte 1954



Schüler als Erntehelfer 1975

Über Schule, Schüler und Lehrer gibt es ja viele Anekdoten die bei vielen Gelegenheiten erzählt werden. Ich möchte mich auf eine beschränken: Im Herbst vor dem Schuljahrsbeginn war der Maisernte-Einsatz (die sogenannte Muncă voluntară) das wichtigste Ereignis. Fast einen ganzen Monat war das täglich unsere Beschäftigung. Meist machte auch das Wetter mit. Für manche Schüler war das eine schöne angenehme Zeit für andere eine sehr schwere Zeit und für die Lehrer war es die Möglichkeit das Verhalten der Schüler außerhalb des Unterrichts, ohne den alltäglichen Schulstress zu beobachten. Am Maisfeld angekommen wurde jedem Schüler eine lange (manchmal auch über 2 km!) Maispflanzenreihe zugeteilt. Bei dieser Reihe sollten die Maiskolben abgetrennt (gebroschen) werden, danach sollte man ihnen die Lieschen entfernen und sie zum Abtransport auf einen Haufen werfen. Die Lehrkräfte wurden zur Aufsicht und Kontrolle zwischen den



Im Kukuruz, 1976

Schüler-Reihen eingesetzt. Anfangs ging alles sehr gut, doch bald traten Unregelmäßigkeiten auf – Kolben blieben an den Pflanzen und die Maishaufen wurden immer kleiner. Ich ging mal den Reihen mit den Unregelmäßigkeiten bis ans Ende nach und erwischte die Täter beim Rauchen, was ja verboten war. Als ich ihnen drohte, den Vorfall weiter zu melden, baten mich die Jungs, es nicht zu tun und versprachen mir, weiterhin gewissenhaft zu arbeiten und nicht mehr zu rauchen. Danach war wieder alles in Ordnung.

Georg Auner, Biologielehrer von 1972 – 1976

Das Praktikum im Kukuruz war eigentlich auch eine schöne Zeit, wir hatten mehr Spaß als harte Arbeit. Es war manchmal schon vergnügt und morgens sehr kalt oder sehr staubig im „Camion“, im Anhänger, wo wir zum Feld transportiert wurden. Die Zeit haben wir dann doch meistens blödelnd auf dem Kukuruzhaufen beim Lieschen verbracht. Vielleicht habe ich diese Zeit nach all den Jahren etwas verklärt in der Erinnerung. Die Zeit in der Lenauschule war aber für mich sehr wichtig und liegt mir sehr am Herzen, wie uns allen, glaube ich, und das unangenehme Praktikum ist einfach Teil dieser besonderen Schulzeit, die wir sehr schätzen.

Wanadis Holzinger (Fackelmann), Absolventin 1980

Im Herbst sind wir einmal eine ganze Woche lang täglich mit dem Zug gefahren, um Pflaumen oder Zwetschgen zu pflücken. Sie mussten mit Stänglein sein, nur schöne Stücke, und die Norm pro Schüler waren fünf Kisten. Da war man wirklich den ganzen Tag beschäftigt. Alternativ konnte man drei Kisten Fallobst für Schnaps sammeln. So haben wir schnell herausgefunden, dass man die Bäume schütteln kann, alles aufklauben, ein bisschen kneten, damit es nicht so gesund aussieht, dann hatte man in einer Stunde seine Portion geschafft.

Ganz lustig war es einmal im Herbst, als wir mit einem offenen Anhänger zum Zuckerrüben sortieren gefahren wurden. Verbotenerweise war der ganze Wagen voll mit Schülern, viele stehend und wir sind in jeder Kurve hin und her geschleudert. Manche Landung auf dem Schoß der Jungs hat bei denen ein breites Grinsen hervorgezaubert.

Es wurde immer viel gelacht und gesungen, meistens waren es zwei schöne Wochen, als eine Art Ferienverlängerung. Und wenn es stark regnete wurden wir auch früher entlassen.

Gabriele Draga, Absolventin 1988



Pause auf dem Feld, 1985



„Lapte gros“

Hauptbeschäftigung während der An- und Rückfahrt und auch während der „Arbeit“, wenn man sich vor Ort im Kukuruz verstecken konnte, war Kartenspielen („66“, „septic american“ usw.). Wenn man erwischt wurde, wurden die Karten konfisziert.

Gerhard Bran, Absolvent 1981

Das Highlight beim Kukuruz war das Spiel „lapte gros“. Das wurde mit sehr viel Spaß und Herzblut (und manchen blauen Flecken) ausgetragen.

Sandu Mahler (Popovici), Absolvent 1980



Mittagspause der Erntehelfer, 1984

1. Spurensuche: Unsere „Profs“

Im Laufe der Jahrzehnte unterrichteten viele Lehrer (im rumänischen Schulsystem als „Professoren“, kurz „Profes“ oder „Profs“ bekannt) an der Lenaschule. Die Fachlehrer unterrichteten die Schüler von der 5. bis zur 12. Klasse. Manche Lehrer waren viele Jahre an der Lenaschule, andere haben nur flüchtige Spuren hinterlassen. Eine Einzelwürdigung aller „Professoren“ kann hier nicht erfolgen. Anhand der uns vorliegenden Absolvententableaus und Sonette haben wir, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit, eine Liste der Lehrkräfte an der Lenaschule zusammengestellt, die im Dokumentationsteil angehängt ist. An dieser Stelle lassen wir, sozusagen stellvertretend, einige Stimmen zu Wort kommen – Schülerinnen und Schüler, die sich an ihre Lehrkräfte aus der Schulzeit erinnern und das auch niedergeschrieben (und teilweise bereits auch publiziert) haben. Die Auswahl ist nicht wertend, sondern orientiert sich an dem in unserem Archiv vorhandenen Material und den Rückmeldungen von ehemaligen Lenaschülern.



Lehrer der Lenaschule im Festsaal, 13. Juni 1986, von links nach rechts:

1. Reihe: Alexander Mihele, Gertrude Doboï, Martha Schüßler, Marianne Eliu, Barbara Bonfert, Ana Pop, Margarete Zill, Hilde Kelemen, Eugenia Severineanu, Sanda Sternadl
2. Reihe: Elisabeth Michelbach, Hilde Ludwig, Christl Kuchar, Lolita Lukacs, Isabella Kunst, Viktoria Şuvăgău, Renate Mureşan
3. Reihe: Walter Rieff, Ilse Felser, Ileana Stoica, Liliana Ştefan, Erhard Bonfert
4. Reihe: Erich Pfaff, Valentin Hurzui, Thomas Breier, Ştefan Tarka, Ioan Cotoşman, Arpad Klein

DIREKTION

Heinrich Feichter (1948–1962)
Lucia Blaga (1962–1965)
Liviu Pop (1965–1970)
Floare Glăja (1970–1971)
Erich Pfaff (1971–1987)
Erika Müller (1987–1990)
Erich Pfaff (1990–1992)
Victoria Suvăgău (1992–1998)
Ovidiu Gañ (1998–2001)
Ludwig Holczinger (2001–2003)
Elena Wolf (2003 bis heute)



PHYSIK



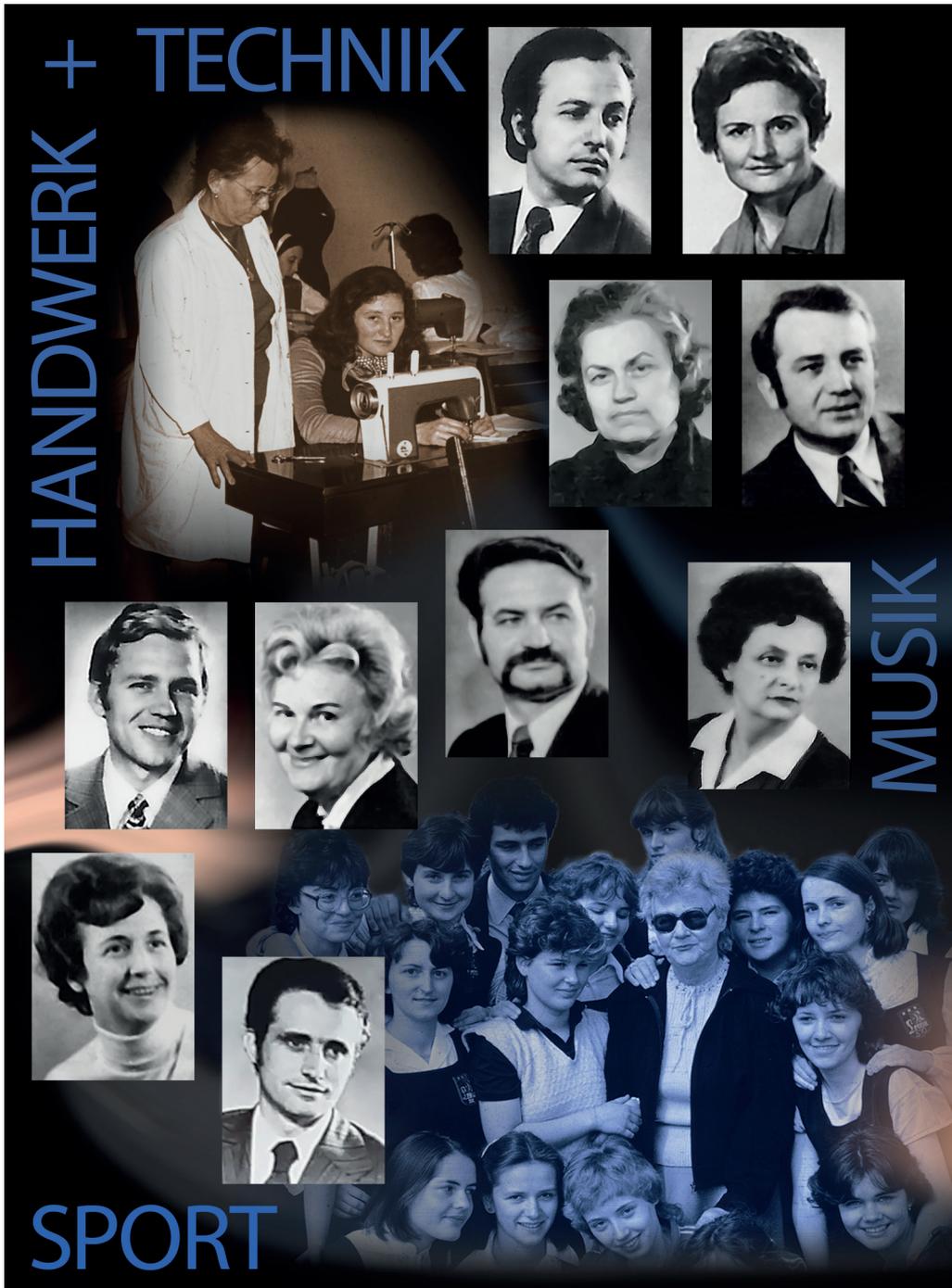
MATHEMATIK











Lenau-Interna: Gedankensplitter eines Lehrers

Horst Konrad

Die Lenauschule in der Ceaușescu-Zeit

Die Lenauschule mit ihrer langen erfolgreichen Tradition war der Beweis einer friedlichen, freundschaftlichen Koexistenz aller Banater Volksgruppen in einem neuen Rumänien. Keine andere Schule in unserer Umgebung konnte diesbezüglich mit der Lenauschule verglichen werden. „Boss“ Erich Pfaff, Direktor und prägender Gestalter der Schule in dieser Zeit, hat immer wieder diese Eigenart unserer Schule überall, besonders im Ausland, vermittelt. Wir alle, Schüler und Lehrer der Lenauschule, waren uns bewusst, dass unser Lyzeum eine Sonderstellung unter den Schulen einnahm. Unter Erich Pfaff wurde unsere Schule ab 1971 Vorzeigeobjekt der „gerechten neuen nationalen Politik unserer Partei- und Staatsführung“.

Als Geschichtelehrer der Lenauschule war ich, wie zahlreiche Kollegen, Mitglied der Kommunistischen Partei, schließlich war die Erziehung, die wir den Schülern vermittelten, kommunistisch geprägt. Es war jedoch stets mein Anliegen, die ideologische Färbung meiner Vorträge nie allzu dick aufzutragen.

Erich Pfaff, Geografie-Lehrer, Sohn eines Siebenbürger Sachsen (ebenfalls Geografie-Lehrer) und einer Budapester Jüdin, war bereits in den Jahren nach 1950 an der Lenauschule tätig. Der damalige Direktor, auch Siebenbürger Sachse, war vor und nach dem 23. August 1944 ein Günstling der Machthaber. Als Schulleiter war er gefürchtet, aber auch bewundert. Zum Widerspruch gegen seinen autoritären Führungsstil war nur Erich Pfaff bereit. Im Streit mit seinem Vater, einem bekannten frei denkenden Antifaschisten, hat er die Schule verlassen. 1971 kam er als Direktor wieder, passend zum Spruch an der Lenau-Büste im Eingang: *Ich komme wieder ... und wieder ...*

1970 hat mein Vorgänger Kraushaar das Weite gesucht. Ich sprang zunächst als Vertretung ein, ab 1972 war ich an der Schule fest angestellt. Frau Nicoli, die damalige Parteisekretärin, wollte mich gleich zu ihrem Nachfolger wählen lassen. Es ist mir gelungen, Frau Pavel für diese Funktion zu gewinnen. Ich blieb aber der „Strippenzieher“.

Die Partei sollte die „führenden Rolle“ übernehmen. Dies aber war an einer Schule mit einem Herrn Pfaff als Direktor unmöglich. Frau Pavel sprach sehr gut die Staatssprache, ging gerne und gewissenhaft zu allen Sitzungen, machte sich genaueste Notizen (die sie auch noch ins „Reine“ übertrug) und war der Lenauschule treu verbunden. Jedes Jahr wurde das große Trachtenfest organisiert. Anna Pavel hat diese Veranstaltung stets gestaltet und zahlreiche Gäste eingeladen. Herr Pfaff wusste in seiner üblichen Rede jedes Mal die Rolle der Partei – vertreten durch Frau Pavel – hervorzuheben. Schließlich war diese Feier eine Art „weltliche Kirchweih“. Sie sollte die Verbundenheit unserer Banater Schwaben zu ihrer Heimat im neuen Rumänien symbolisieren. Nikolaus

Berwanger, Chefredakteur der Neuen Banater Zeitung, Büromitglied des Kreisparteikomitees Temesch, stellvertretender Vorsitzender des Rates der Werktätigen deutscher Nationalität in Rumänien und Vorsitzender des Kreisrates Temesch der mitwohnenden Nationalitäten war mit uns auch diesbezüglich sehr zufrieden. Er hat übrigens den damaligen Propagandafunktionär Ion Iliescu durch die wichtigsten Banater Dörfer geführt, die Schwaben bei Satu Mare (Sathmar) an ihre deutschen Herkunft erinnert und für die Entstehung zahlreicher deutscher Schulen gesorgt. Bei Lenau-Tagungen in Ungarn hat Herr Berwanger über die Situation der Deutschen in Rumänien referiert und unsere Schule als hervorragende Kulturanstalt gelobt. Eigentlich waren wir Nikolaus Berwanger nicht „schwowisch“ genug. Erich Pfaff wollte aber eine offene, liberale, „multikulturelle“ Schule haben, die waren wir ja auch. (Deutschland könnte sich von der Lenaschule vieles abgucken.)

Im Visier der Securitate

Als Mitglied der Schulleitung habe ich schon am Anfang meiner Lehrtätigkeit mitbekommen, dass die Securitate uns dauernd beobachtet. Der zuständige Offizier war ein kluger Mann, Herr Fischer, der unauffällig agierte. Er war häufig bei schulischen Veranstaltungen dabei. Seine Berichte für die Vorgesetzten hat er meistens mit Direktor Pfaff besprochen. Etwa zu Beginn des Jahres 1973 wurde ich zu einem vertraulichen Gespräch in die Direktion gebeten. Herr Fischer war sehr besorgt über einen Zwischenfall während des Rumänisch-Unterrichts in der 12. B-Klasse (Klassenlehrer Karl Zill). Einer unserer Schüler (Werner Salm) hat seine Situation als Bürger Rumäniens deutscher Nationalität mit der des Haupthelden des Romans „Pădurea spânzuraților“ von Liviu Rebreanu verglichen. Der Siebenbürger Rumäne, Offizier der österreich-ungarischen Armee, „wollte fliehen um nicht gegen seine Brüder kämpfen zu müssen“. Werner Salm soll gemeint haben, dass er ja auch nicht nach Deutschland fliehen könne, die Grenzer würden ihn verhaften obwohl er als Deutscher nur nach Deutschland gehen möchte ... Die Rumänisch-Lehrerin war mehr als empört, sie betrachtete Salms Aussage als Beleidigung. Zahlreiche Mitschüler hätten versucht, ihren Klassenkameraden zu verteidigen. Für unseren Securitate-Aufseher, der seinen Vorgesetzten immer nur gute Berichte überbrachte, war diese Situation äußerst peinlich. Auch Direktor Pfaff, sonst Garant einer tadellos funktionierenden Schule, war sprachlos. Die Securitate wollte wissen, wie wir erzieherisch reagieren würden.

Um seine Machtbasis zu festigen, hatte Ceausescu 1968 - 69 mehrere innenpolitische Reformen verwirklicht: Zahlreiche Securitate-Funktionäre wurden entlassen, die Befugnisse des Geheimdienstes eingeschränkt. Die Bürger sollten mehr Freiheiten erhalten, die Jugend sollte im Geiste der neuen Ordnung erzogen werden, deshalb waren Aufklärungsmaßnahmen im Rahmen einer patriotischen Erziehungskampagne an der Tagesordnung. Ich war damals Lektor beim Kreisparteikabinett für Propaganda und 1970 Teilnehmer an einer Konferenz in Bukarest, bei der Ceaușescu uns mit einer Rede „beglückt“ hat: Er meinte, dass unsere Jugend zuweilen ungestüm auftreten würde, sie dürfe Fehler begehen, die wir hinnehmen müssten. Die heutige Jugend sei kein Klassenfeind, sie müsse mit Güte und Geduld behandelt werden. Nur so könnten wir unsere Jugend richtig erziehen.

In diesem Sinne habe ich zu dem Vorfall in der Rumänisch-Stunde einen Bericht verfasst – möglicherweise haben die Herren Fischer und Pfaff noch einiges dazugeschrieben. Herr Pfaff wollte die Angelegenheit mit der Klasse und dem „Rebell“ besprechen, ich sollte den Zwischenfall nie wieder zur Sprache bringen. (Allerdings wurde ich von meiner Rumänisch-Kollegin diesbezüglich angesprochen.) Unsere damalige Parteisekretärin, Frau Nicoli, war auch Rumänisch-Lehrerin. Sie kam aus Şiria, verehrte Ion Slavici – ein Freund des Zusammenlebens zwischen Rumänen und Deutschen (siehe seinen Roman „Mara“). Frau Nicoli war sehr ungehalten, als bei einer Schulfeier unsere Schüler die Schwaben als einfältige, tollpatschige Bauern darstellten, sie wollte und konnte das nicht haben! Leider blieb sie nicht mehr lange Zeit bei uns, kurz nach ihrer Pensionierung hat sie sich für immer verabschiedet.

Während des Sommers 1973 verlor Herr Fischer sein Leben durch einen Autounfall. Erich Pfaffs Äußerung dazu war zweideutig: Herr Fischer wäre wohl „zu gut“ für seine Arbeit gewesen. Zu Beginn des Schuljahres 1973/1974 wurde uns Hauptmann Rudolf Köpe zugeteilt. Er versah seine Aufpasser-Tätigkeit gewissenhaft und gründlich. Oben im 2. Stockwerk, in einem dunklen Raum, hielt er sich zeitweilig auf, meistens aber in der Bibliothek bei „Sissi“ Umanski. Unsere Schüler durften ihre Bücher durch ein „Fensterlein“ leihen, dabei hatten sie auch den neuen Aufpasser im Blick. Sissis Freundin, meine Geschichtekollegin Ariana Sanislau, fühlte sich auch recht wohl in diesem Raum, die Pausen verbrachte sie dort und weniger im Lehrerzimmer.

Aufpasser Köpe war häufig mit den Klassenbüchern befasst: Notengucken, Adressen und Berufe der Eltern abschreiben, deren Arbeitsplätze erkunden usw. waren seine Fleißarbeiten. Während der großen Pause war er meistens bei den Schülern, gewöhnlich an der Treppe vom ersten zum zweiten Stockwerk, er wollte gesehen werden. Die Schüler gingen ängstlich an ihm vorbei (manche grüßten schüchtern!). Auch die Schneiderei-Werkstatt gehörte zu den Aufenthaltsorten Köpes, dort fand er Gehör bei den Damen Meisterinnen (diese waren Ärzte-Gattinen – „doamne doctor“ – nannten sich aber meistens „Professorin“!).

In beinahe allen Klassen gab es Informanten unter unseren Schülern. Diese wurden meistens in den dunklen Raum bestellt und dort aufgeklärt. Zum Teil waren sie Kinder bekannter Mitarbeiter des Geheimdienstes. Manche von ihnen konnten gut stenographieren. Sie haben während meines Unterrichts meistens gut aufgepasst und auch meine Nebenbemerkungen notiert. Es kam vor, dass ich dann meinte: „Liebes Kind, hoffentlich schreibst Du genau das, was ich sage und nichts Verkehrtes ...“ Ich war bekannt dafür, dass ich genau hinschaute. Die Träumer habe ich während des Unterrichts manchmal mit einem Kreidewurf geweckt. Die Informanten waren eigentlich immer aufmerksam!

Zahlreiche Personen unseres Lehrkörpers bemühten sich um die Auswanderung. Zu diesen hat der Aufpasser einen regeren Umgang gepflegt. Unser Schüler Răzvan Georgescu, Sohn des bekannten Dirigenten Remus Georgescu, hat vor einigen Jahren in einem



Horst Konrad in den 1970er Jahren

Dokumentarfilm über die Auswanderungsstrategie des Ceaușescu-Regimes berichtet. Köpe hat gewiss so manchen Kollegen überzeugen können, dass der schnellere Weg nach Deutschland über die „harte Währung“ läuft. Auch die Putzfrau Hansmann („Putzgenossin Käthe“), der Hausmeister Schweizer („Helvetius“), der Kutscher Ochsenfeld („Meister Jakob“) usw. haben sich freigekauft. Erst waren sie in der „lieben Sowjetunion“, um Rumäniens „Schuld“ zu sühnen, dann haben sie viel Geld für ihre Ausreise ausgegeben und danach bei ihren Verwandten in Deutschland ihre Schulden bezahlen müssen. Frau Hansmann, die in „meinem Kabinett“ putzte und mir häufig vorwarf, dass ich nicht genügend streng sei, hat mir bei ihrem Abschied mitgeteilt: „Alli misse zahle – des hat mer de Köpe gsaat“.

Zu Beginn des Jahres 1978 wurde Ceaușescu 60. Herr Lunčan vom Kreispartei-Kabinett für Propaganda meinte, ich solle eine schlichte Rede über den Lebensweg unseres „Conducător“ im Festsaal der Schule halten. Dafür stand mir ein von der Bertelsmann Stiftung herausgegebenes Buch fürs deutschsprachige Ausland zu Verfügung. Mein Vortrag bezog sich auf den historischen Hintergrund der Familie Ceaușescu, die Darstellung seiner Politik als Folge der nationalen Unabhängigkeitsbewegung Rumäniens, als Krönung das damalige sozialistische Vaterland. Hauptmann Köpe dachte, mich erfreuen zu können, indem er mir sagte, dass zahlreiche Schüler ihren Eltern daheim von meinem Vortrag erzählt hatten. Andererseits wollte der Secu-Mann wissen, ob ich bei manchen Schülern die Nazi-Zeitschrift „Signal“ gesehen hätte (diese war mir unbekannt). Anschließend meinte er noch, dass wir besser zusammenarbeiten sollten. Schüler, die während des Unterrichts „freche politische Fragen“ stellen würden, könnten wir gemeinsam maßregeln. Ich erwiderte, dass ich für alle Schülerfragen während des Unterrichts dankbar sei, alle Angelegenheiten erzieherischer Natur möchte ich jedoch gerne alleine erledigen. Das war das erste und das letzte Vier-Augen-Gespräch, das ich mit dem „Genossen“ Köpe geführt habe.

Bald darauf bekam ich zuhause „hohen“ Besuch eines Secu-Offiziers (Oberst). Radu Bălan (Temeswars Oberbürgermeister und Parteisekretär) habe ihn beauftragt, mit mir über die Lenaschule zu sprechen. Ich möge ihm erzählen, welche Probleme unsere Schule hätte – wir wären doch so wichtig. Daraufhin meinte ich, dass Hauptmann Köpe unser größtes Problem sei, seine zudringliche Arbeitsweise sei störend und unnützlich. Daraufhin meinte mein Besucher, wir als Parteiorganisation sollten Köpe sagen, dass wir mit seiner Arbeitsweise nicht einverstanden wären. Ich habe Herrn Pfaff alle Einzelheiten des Besuchs erzählt, Frau Pavel gleichzeitig gebeten, mit Köpe zu sprechen. Als nach kurzer Zeit Köpe in Begleitung seines Vorgesetzten beim Direktor auftauchte, wurde uns mitgeteilt, dass gewisse Schüler ein „regimefeindliches Verhalten“ an den Tag legten. Der Vorgesetzte (eine schon ältere Person) sagte, er wisse, dass wir eine sehr gute Schule

3. Ein ESCU unter Deutschen – Ewig Fremder oder überall zuhause?

Bekenntnisse eines rumänischen Lenauschülers oder vom Glück, einer Minderheit anzugehören

Răzvan Georgescu

Ich heiße Răzvan Georgescu, bin Lenauabsolvent des Jahrgangs 1984 und außer mir spricht keiner deutsch in meiner Ursprungsfamilie. (...) Wie kam also ein durch und durch *Escu* zu seinem „Deutschtum“ und was bedeutet dies für ihn? Anders gefragt: Wie wurde aus einem *Escu* mit einem phonetischen „C“ ein *Escu* mit einem gefühlten „K“? Ist diese Endung Makel oder Chance, Fluch oder Segen in einem fremden, in einem deutschen Umfeld? Heute, da es fast nur *Escus* in Temeswars deutschen Bildungseinrichtungen gibt, könnten diese Fragen vielleicht auch andere herausfordern. Vor fünfunddreißig Jahren war ein *Escu* unter den Lenaudeutschen allerdings eher ein Exot, eine echte *rara avis*.



Răzvan Georgescu als Referent beim Lenautreffen 2011 in Neusäß bei Augsburg.

Die Entscheidung, deutsch zu lernen traf ich nicht selbst, sondern meine Eltern. Damals wie heute galt Mehrsprachigkeit unter den rumänischen Intellektuellen als erstrebenswert und auch ein bisschen schick. Anders als heute aber standen früher weniger berufliche oder wirtschaftliche Überlegungen im Vordergrund, sondern vielmehr ein kultureller Konsens: Deutsch gehörte einfach zu einer umfassenden Bildung und zum guten Ton. Zumindest bei meiner musikalisch geprägten Familie standen Bach und Brahms, Richard Strauss und Robert Schumann immer hoch im Ansehen. Folgerichtig schickte man mich und meine Zwillingschwester in den deutschen Kindergarten.

Ich muss zugeben, ich war nicht begeistert. In einer Zeit, in der Timișoara noch ein echtes multiethnisches Stadtgebilde war, das nach einem althergebrachten und mir bis heute nicht ganz erschlossenen Muster prima funktionierte, stellte der deutsche Kindergarten

für mich einen Kulturschock dar. Zum ersten Mal erfuhr ich hier vom grausamen Schicksal Struwwelpeters und seiner Genossen. Daumen abgeschnitten, bei lebendigem Leibe verbrannt, blutig gebissen, beinah ertrunken usw. Wo um Himmels willen waren wir da gelandet?! Waren das – deutsche – Erziehungsmethoden?! Als dann die Erzieherin, eine barocke, zweihundert Pfund schwere Banater Schwäbin, uns trösten wollte und meiner Schwester und mir – zunächst auf rumänisch, denn das verstanden wir besser – das Märchen von Hänsel und Gretel erzählte, war es um uns geschehen. Wir empfanden die Geschichte regelrecht als Körperverletzung. Zwei ausgesetzte Kinder (!), einsam und verloren im deutschen Walde, versuchen, sich alleine zu helfen. Sie töten auf grausame Art und Weise eine vermeintlich liebe alte Frau, die sich als Hexe outet, um den Weg zurück nach Hause zu ihren Eltern zu finden ... Es ist ein Wunder, dass unsere kindliche Assoziationsfreude im weiteren Verlauf des Tages nicht das Schicksal der schwäbischen Erzieherin besiegelte! Und so begann mein Leben als Pendler zwischen zwei Luftblasen: Zuhause lebte ich in der rumänischen Intellektuellenfamilienblase umgeben von Musik und schönen Büchern, im Kindergarten in der mir noch fremden Luftblase deutscher Gemeinschaft, umgeben vom rauen Charme ihrer Sprache. Heute denke ich, dass diese – meine damalige – Wirklichkeit im Kontext eines real repressiven kommunistischen Systems irgendwie unreal anmutete.

Die Herausforderungen gingen währenddessen für mich munter weiter: in der „școala mică“ der Lenauschule galt es plötzlich, diese komplizierte und ungemütliche Sprache auch noch zu schreiben und den kompletten Unterricht auf Deutsch durchzustehen. Das alles überforderte mich. Ab der zweiten Klasse fing ich an, meine Nägel zu kauen. Da schreckte Struwwelpeter schon nicht mehr ab! In der Schule spürte ich recht bald, dass ich als waschechter Rumäne plötzlich in der absoluten Minderheit war. Umgeben von deutschen, ungarischen, von einigen wenigen rumänischen, von katholischen, evangelischen oder jüdischen Kollegen war ich damit beschäftigt, mit diesen fremden Welten Schritt zu halten. Es verwirrte mich. Ich richtete meinen Blick auf die Menschen, die mich umgaben, noch bevor ich ihn auf mich warf. Es dauerte eine Weile, bis ich verinnerlichte, dass ich in der einen Blase Teil der gesellschaftlichen Mehrheit war und in der anderen Blase eine rumänische Minderheit innerhalb der deutschen Mehrheit darstellte. Nicht dass ich diesen komplexen Gedanken damals bewusst und klar nachvollzogen hätte, aber ich merkte schon, dass mir vieles um so viel schwerer fiel als meinen zahlreichen deutschen Freunden. Eine Minderheit zu sein ist anstrengend. Ich kämpfe bis heute mit „DER-DIE-DAS“ Schwierigkeiten, den Dativ beherrsche ich nur mäßig und die richtige Anwendung manch einer Präposition verlangt mir bis heute intensives und scharfes Nachgrübeln ab. Doch mittlerweile denke ich, dass es darauf nicht ankommt. Mittlerweile weiß ich: Es gibt mehr durch das Deutsche zu gewinnen, als die korrekte Nutzung einer vermaledeiten Endung. Doch was ist das genau?

Manchmal denke ich, dass die Lenauschule das beste Gewächshaus war, um Nachdenklichkeit, aber manchmal auch Minderwertigkeitskomplexe zu züchten. Einer unglaublichen Vielfalt an Biographien und Lebensentwürfen stand auch ein Wettlauf der Eitelkeiten gegenüber. Wer Verwandte in Deutschland hatte, zeigte es gerne, wessen

Eltern Beziehungen und „pile“ hatten – meine gehörten als Künstler und Professorin mit Sicherheit dazu – nutzten sie gelegentlich aus. Im Vergleich zum heutigen Markenfetischismus und Schaulauf der Statussymbole waren unsere Angebereien allerdings bloß Kinderkram. Gleichzeitig war aber „das Lenau“ auch der beste Nährboden, um Verständnis für die anderen und für ihre (aber auch für die eigene) Andersartigkeit zu entwickeln. Dass dies einigermaßen gelang, verdanke ich persönlich sicherlich auch einer Frau Eichert oder einer Frau Nathalie Krauser, die damals noch Genossin Eichert und Genossin Krauser oder kurz, „die Genossin“ – oder noch kürzer – „die Geno“ waren. Und auch später halfen eine Frau Kajtar, ein Herr Pfaff und eine Frau Zill, dass ich als verängstigter, eingeschüchterter und etwas langsamer (und, zugegeben, fauler) Rumäne nicht vollends die Peilung verlor und unterging.

Es folgten merkwürdige Jahre, in denen Freunde und Kollegen ihre Abschiedsfeste feierten, bevor sie nach Deutschland, in die USA, nach Australien oder nach Israel ausreisten. Der Hauch von Melancholie, von Aufbruch und von Trennung wehte ständig auf den Fluren der Schule. Man wusste nie, wer als nächster hinter dem Eisernen Vorhang verschwinden würde. Und damals hatte dieser Schritt immer etwas Endgültiges. Es war wie ein bisschen tot sein. Um die Zurückgebliebenen wurde es allmählich einsam.

In dieser Zeit kam es auch, wie es kommen musste: ich verliebte mich, und zwar in eine Deutsche. Tina lernte ich mit 17 auf dem Weg zur Schule kennen. Unsere Wege kreuzten sich jeden Tag für einige Sekunden. Daraus wurden Minuten, Stunden, Jahre und Jahrzehnte. Durch sie wurde Deutsch zur herzerreißenden Sprache der Liebe. Sie ist es bis heute geblieben. Damals wusste ich nicht, dass ihre Familie seit Jahren auf ihre Auswanderung wartete. Und so wurde ich Zeuge, wie zunächst einmal die kleinen Formulare kamen, und dann die großen. Und dann ging sie ebenfalls fort. Langsam aber sicher und ohne es zu wollen, wuchsen ich und meine Landsleute zur Mehrheit in dieser kleinen Welt der Lenauschule. Die Luft war aus der Blase entwichen.

Was mir allerdings keiner mehr nehmen konnte, war die Sprache. Die Sprache meiner Freunde, die Sprache meiner Jugend, die Sprache meiner zukünftigen Frau: Ich hielt an der deutschen Sprache fest – diesmal aus freien Stücken und nicht, weil die Eltern es so wollten. Deutsch befähigte mich auch, eigene Entscheidungen zu treffen. Statt weiterhin dem von meinen Eltern angedachten Pfad zum Medizinstudium zu folgen, entschied ich mich, Germanistik und Anglistik zu studieren.

Richard von Weizsäcker und Helmut Schmidt, deren großartigen Reden ich heimlich im Radio *Deutsche Welle* lauschte, verdanke ich ein gewisses Gespür für die Wirkungsmöglichkeiten der deutschen Sprache. Und auch die Schriftsteller Stefan Zweig und Walter Benjamin, beide jüdischen Glaubens, also Repräsentanten einer bedrohten Minderheit im deutschen Umfeld, prägten mich später nachhaltig. Ich lese aus ihren Werken etwas heraus, das mich auf eine seltsame Art und Weise berührt und an die Zeiten in der Lenauschule erinnert: Es sind deren grundsätzliche, zutiefst europäische Überzeugungen und deren Glaube an Toleranz und an eine allumfassende Humanität, die in mir die Erin-